

Dem Gelöbnisse treu.

der Kleine erbaute; manchmal fühlte ich mich ihm gegenüber geradezu beschämt, denn ich weiß nicht, ob ich ein ähnliches Kreuz ebenso geduldig und sturmütig tragen könnte, wie dieser Käffernknabe.

War ich manchmal längere Zeit ferne, dann ließ er durch Bekannte und Verwandte bitten, der „Umfundis omhlope“ (der weiße Missionär), möge doch bald wieder zu ihm kommen, ihn unterrichten, mit ihm beten, mit ihm vom lieben Gott reden und ihn segnen. Was trieb doch den kleinen Joseph Lukas zu solchen Bitten an? Offenbar die Gnade Gottes, die in so hohem Grade in ihm wirksam war.

So verging eine Woche nach der andern, ein Monat nach dem andern. Es wurde Neujahr, es kam die hl. Fastenzeit, und noch immer litt der kleine Dulder auf seinem Schmerzenslager. Am 27. April 1910 feierte ich zum erstenmale das hl. Messopfer in Pambimoni, und zwar in einer Hütte, die nur zehn Minuten von der Wohnung unseres kleinen entfernt war und seinen Verwandten gehörte. Dabei ereignete es sich, daß die Mutter des Kraalbesitzers, Mgetshwana mit Namen, im Augenblick der hl. Wandlung ein schönes weißes Kind (Mta ka' Nkulunkulu = Gottes Sohn) zu sehen glaubte, worauf sie nebst mehreren andern sofort ins Kachumenat eintrat. (Siehe Bergkämmeinrich, 29. Jahrgang Seite 36.) Möglich, daß Lukas, der kleine Dulder, vielen seiner Verwandten die Gnade des hl. Glaubens verdiente. Tatsache ist, daß sich in jener Gegend die Christen und Kachumenen beständig mehren.

Gelegentlich eines Besuches im Monat Juli bat mich der Kleine, ich möchte ihn nach unserer Missionsstation St. Michael mitnehmen. Vater und Mutter gaben bereitwillig die Zustimmung, mir aber war es leider unmöglich, auf diesen Wunsch einzugehen, denn wir haben für männliche Personen kein geeignetes Krankenzimmer, geschweige denn ein Krankenhaus. Dazu kam die Unmöglichkeit, den schwerkranken Knaben mit seiner gräßlichen Wunde auf einer primitiven Tragbahre über alle diese Berge und Schluchten drei bis vier Stunden weit zu transportieren. Ich glaube nicht, daß wir ihn hätten lebend hierher bringen können.

Der kleine Dulder sollte übrigens bald auf andere Weise erlöst werden. Der himmlische Vater wollte ihn in die ewige Heimat aufnehmen. Am 24. August 1910 kam ein Bote mit der Meldung: „Lukas liegt am Sterben“; am folgenden Tage, am Feste des hl. Ludwig, schlummerte der Knabe still und friedlich hinüber ins bessere Leben. Ich hoffe an ihm einen kräftigen Fürsprecher am Throne Gottes bekommen zu haben.

Als ich wieder die hl. Messe in Pambimoni las, bat mich seine Mutter, das Grab ihres Kindes einzusegnen. Es lag wenige Minuten vom Kraale entfernt, unter einem schattigen Baume. Ich segnete den Grabhügel ein und richtete dabei an die Umstehenden, die meist noch Heiden waren, einige Worte. Bei solchen Anlässen schlägt jedes Wort besser ein, denn die Herzen sind da weicher und empfänglicher.

Die Mutter des kleinen Lukas hat sich jetzt nach Art der Christen gekleidet und bereitet sich auf den Empfang der hl. Taufe vor. Einige andere aus der Nachbarschaft sind ihrem guten Beispiel gefolgt. Gottes Wege sind

wunderbar; darum die Erbarmungen des Herrn will ich lobpreisen ewiglich!

Wer betet um die Befahrung aller Verwandten des kleinen Lukas ein Vater unser und Ave Maria?

Dem Gelöbnisse treu.

5. Kapitel.

Auf der Flucht.

Auf künstliche Art gefesselt, lag ich am Boden. Um meinen Hals, meine Arme und Füße hatte man starke Schnüre geschlungen und sie an Pfosten befestigt, die man in die Erde geschlagen hatte. Krieger lagen auf diesen Schnüren, so daß ich unmöglich eine Bewegung machen konnte, ohne daß sie es merkten.

Indessen rückte die Nacht vor. Gesang und Tanz waren verstummt, die Feuer erloschen. In meine er-



müdeten Augen schlich sich der Schlaf, denn die Natur machte ihre Rechte geltend, und meine Seele weilte im Lande der Träume. Es war mir, als löse eine liebevolle Hand meine Fessel; ich fühlte mich ungemein erleichtert und hätte laut aufjubeln mögen vor Freude. Diese Empfindung wurde so lebendig, daß ich unwillkürlich die Augen auffschlug. — Ein Schrei wollte meiner Brust entfahren, aber eine Hand, die ich augenblicklich erkannte, schloß mir den Mund. Im fahlen Mondlicht stand eine weiße Gestalt über mich gebeugt, eifrig damit beschäftigt, meine Bände zu lösen. Es war Mletha.

Nur eine Schnur hielt mich noch fest; aber es war nicht möglich, sie zu zerschneiden, ohne einen Krieger zu wecken, der sie mit seinem ganzen Körper bedeckte. Mletha berührte die Schnur, — der Krieger erwacht und richtet sich in die Höhe. Unbeweglich wie eine Marmorstatue bleibt Mletha vor ihm stehen. Der abergläubische Indianer schreit zusammen; er glaubt einen Geist vor sich zu sehen, schließt die Augen und ruft seinen Manitou an. Für den Augenblick bin ich gerettet; meine Bände sind gelöst. Ich erhebe mich vom Boden und folge meiner Befreierin, die mir das Ende eines Bogens reicht, dessen anderes Ende sie selber festhält.

Tausend Gefahren umgeben uns! Bald sind wir daran, schlafende Indianer anzustoßen, bald fragt uns

eine Wache. Aletha antwortet mit hohler, verstellter Stimme. Kinder schreien, Hunde bellen, kurz, ich weiß heute noch nicht, wie wir schließlich durch all diese Hindernisse unbehelligt hindurchkamen.

Kaum haben wir den Blutwald verlassen, da erschüttert ein wildes Geheul das ganze Gehölz. Tausend Feuer flackern auf, von allen Seiten laufen Wilde mit Fackeln zusammen. Das ganze Lager ist in Aufruhr; man sucht offenbar unsere Spur; wir aber eilen hinweg von diesem Orte des Schreckens, so schnell uns nur unsere Füße tragen. Die Indianer suchten nach Westen zu, wir aber hatten uns nach Osten begeben. Als das Morgenrot die nächste Gebirgskette mit ihrem Purpurglanze färbte, waren wir schon weit von unsren Verfolgern getrennt.

Endlich machten wir etwas Halt. Ich warf mich Aletha zu Füßen und wollte dankend ihre Hand an meine Lippen drücken. Sie aber wies mich stolz zurück mit den Worten: „Rühre mich nicht an, du unwissender Heide! Ich muß dir wohl folgen, weil du ohne mich nicht fliehen willst. Wir müssen fort, weit fort von hier; doch meine Hand werde ich dir nicht reichen, denn ich bin eine Christin und trage den weißen Schleier. Ich habe diese Nacht den Priester durch Geschenke bestochen und deine Henker mit Brannwein berauscht.“

Aletha hatte zur Vorsicht auch Waffen mitgenommen. Sie über gab mir dieselben und untersuchte hierauf die Wunde an meinem Arme. Sie riß von einem in der Nähe stehenden Melonenstrauche ein Blatt und reinigte sie damit. Während sie damit beschäftigt war, fiel aus ihrem Auge eine Träne darauf. „O Freundin,“ sagte ich, „welch kostlichen Balsam trüpfst du mir in die Wunde.“ Sie aber sagte: „Ich fürchte, das ist Gift.“ Dann riß sie ein Stück von ihrem Schleier ab, machte eine Komresse davon und befestigte sie mit einer Schnur an meinem Arme.

Wohin sollten wir unsere Schritte lenken? Wir nahmen unseren Weg gegen den Polarstern zu und richteten uns nach dem Moose der Baumstämme. Unermeßlich weit dehnte die Wildnis ihre Einöde aus, und oft, wenn ich Aletha betrachtete, dachte ich an die Geschichte von Hagar, die ich in „St. Augustin“ gelesen, und die sich zugetrug in der Wüste Verjäbe vor langer, langer Zeit, da die Menschen noch drei Eichenalter lebten. Aletha machte mir eine Fußbekleidung vom Felle der Bisamratte, ich aber trug Sorge für ihren Schmuck. Trafen wir auf dem Wege einen verlassenen indianischen Kirchhof, so wand ich einen Kranz aus blauen Malven, womit sie ihr Haupthaar schmückte, oder ich reiste die roten Körner der Azelea zu einer Kette aneinander, die sie lächelnd um ihren Hals legte. Trat uns ein Fluß in den Weg, so baute ich ein Floß, und wenn die Mittagssonne glühend auf unsere Scheitel brannte, suchten wir ein Obdach unter dem Moose der Cedern.

Daheim in deinem Vaterlande, mein Sohn, kennt man das Moos nur als das weiche Polster der alten Waldriesen, aber hier in unsren Wäldern zeigt die Natur auch in dieser unscheinbaren Pflanze die Fülle ihres Reichtums. Fast alle Bäume von Florida, besonders aber die Ceder und die Steineiche, sind mit einem prachtvollen weißen Moos bedeckt, das schleierartig von den Ästen auf den Boden niederwallt. Sieht man nachts im Silberglanze des Mondes auf der endlosen Fläche der Savanna eine einzelne Steineiche mit diesem Schmuck bekleidet, so glaubt man ein Gespenst zu sehen, das seine langen Schleier hinter sich herschleppt. Aber

nicht weniger malerisch ist der Anblick am hellen Tag, wo eine Menge prachtvoller Schmetterlinge, glänzender Fliegen, Käfer und Kolibris dieses zarte Moos bevölkert, welches dann den Eindruck eines überaus schönen, buntfarbigen Teppichs macht.

Unsere Nahrung war mannigfaltig. Wir aßen Moos, zuckerfüße Birkenrinde und Mai-Apfel, welche den Geschmack von Pfirsichen und Himbeeren haben. Der schwarze Rüttbaum und der Ahorn lieferten den Wein zu unserer Tafel, desgleichen der riesige Palmbaum.

Aletha hatte mich gerettet und war mir gefolgt, doch je weiter wir in die Wildnis hineinwanderten, desto klarer wurde mir, daß mich eine unübersteigliche Klüft von ihr trenne. Sie war und blieb mir ein Rätsel. Offenbar liebte sie mich, wie hätte sie sonst solche Opfer für mich gebracht? Sie war eine starke, feurige Seele, doch ein tiefes, dunkles Geheimnis mußte ihre Brust verschließen. Es war nicht bloß der christliche Glaube, der sie von mir trennte, es war noch mehr; doch was es eigentlich war, vermochte ich nicht zu ergründen.

Nach einem Marsche von 15 Tagen kamen wir an die Kette des Alleghani-Gebirges und erreichten einen Arm des Tenasse, der in den Ohio mündet. Auf Alethas Rat baute ich einen Rindentrocken, den ich mit Baumharz überzog; dann schifften wir uns ein und überließen uns der Strömung des Flusses, der seine Wasser zwischen steilen Felsenwänden hindurchwälzte. Es war so still und einsam hier und eine eigentümliche Rührung beschlich unsere Herzen. Da fing zu meiner Verwunderung Simagans stolze Tochter plötzlich zu singen an; es war ein rührendes Abschiedslied an die verlassene Heimat:

„Glücklich, wer am heimatlichen Herde weilt und nichts weiß von den Leiden der Fremde! Wie spricht doch die kluge Elster des Mississippi zur stillen Taube von Florida? Was bist du so traurig und warum flägest du so? Hast du hier nicht klares Wasser und eine Fülle von Nahrung, mehr als zu Hause in den dunklen, finsternen Wäldern?“ — „Gewiß hab ich das, doch mein Nestchen war im Jasmin, und es leuchtet hier nicht die Sonne meiner Savanne.“ — „Ein Fremdling flopft an bei der Hütte; seinen Bogen legt er hinter die Türe und bittet um Gastfreundschaft; aber er hat an einen Helfen geklopft; abgewiesen nimmt er den Bogen wieder und kehrt zurück in die Wildnis.“ — Sind die Stunden des Tages vorüber, so sitzen sie am Herde und erzählen sich wunderbare Geschichten; mit Entzücken lauschen die Söhne und Töchter des Volkes. — O glücklich, wer am heimlichen Herde weilt und nichts weiß von den Leiden der Fremde!“

So sang Aletha. Litt sie an Heimweh? Mir schien es so.

„Rettet mein Leben,“ fragte ich sie, „weshalb traurst du so sehr um dein Vaterland?“

Da entgegnete sie mir: „Ich trauere nicht deshalb, denn mein Vater stammt nicht aus dem Lande der Palmen.“

„Wie? Nicht aus dem Lande der Palmen? Ist nicht dein Vater Simagan, der Häuptling der Moskogulen?“

„Nein, er ist es nicht. Noch bevor meine Mutter mit Simagan verheiratet ward, hatte sie einen Mann aus dem Lande der Weizen kennen gelernt. Er ist mein Vater. Ich habe sein Angesicht niemals gesehen, doch ich weiß, daß er mit seiner Schwester in „St. Augustin“ lebt. Sein Name ist Philip Lopez.“

Bei diesen Worten stieß ich einen Freudenschrei aus und rief: „Wie, Aletha, du bist eine leibliche Tochter

meines edelsten Wohltäters?" Und nun erzählte ich ihr von der Liebe und Großmut, die ich im Hause ihres Vaters gewonnen.

Allethas Augen leuchteten hell auf, doch ihre Hand bot sie mir nicht. Sie blickte bloß zum Himmel und flüsterte: "O Mutter, was hast du getan!"

Was hatte sie doch beständig mit ihrer Mutter? Denn oft war es mir, als führe sie mit derselben ein geheimnisvolles Zwiegespräch. Zuweilen fragte sie mich

ließen wir unser Boot und suchten Schutz unter dem Laubdach der Bäume. Plötzlich ging es los! Zuckende Blitze leuchteten auf, und Schlag folgte auf Schlag, während der prasselnde Regen in endlosen Fluten vom Himmel stürzte.

Der Blitz entzündete das Gehölz. Es entsteht eine Feuersbrunst; die Wälder speien ganze Wolken von Rauch und Funken aus. Man hört das Krachen stürzender Bäume, das Geheul wilder Tiere und dazwischen die Schläge des Donners in schrecklicher grauen-



Beim Oskel Pferdedoktor.

auch, ob ich nicht Flammen aus der Erde aufsteigen sehe und ob ich nicht flagende Stimmen höre? Ich kann nicht sagen, wie sehr mich das ängstigte. Was hatte doch das arme, sonst so stolze und sturmütige Mädchen? Sie magerte auch sichtlich ab und kam immer mehr von Kräften. Sie mußte ein schweres Geheimnis im Herzen haben. Die Beschwerde der Reise ertrug sie leicht; ihr Fuß war so flüchtig wie der einer Gazelle.

Siebenundzwanzigmal hatte jetzt die Sonne die Erde umkreist seit unserer Flucht. Der Feuermonat hatte begonnen und alles zeigte ein Gewitter an. Bald zog sich fernes Rollen des Donners durch den Urwald und brach sich an den Felsen in hunderfachem Echo. Da wir fürchteten, von den Wellen verschlungen zu werden, ver-

erregender Melodie. Alletha zittert an allen Gliedern. Ich ergreife ihre Hand; sie läßt es ruhig zu. Ich war überglücklich! Trost des fürchterlichen Ungewitters hätte ich laut aufzuhören mögen, denn ich dachte, Alletha sei nun mein, und die ganze Natur erschien mir in hochzeitlichem Gepränge würdig der Größe meiner Liebe: die ausgetretenen Flüsse und Gebirgsbäche verkündeten rauschend mein Glück; der ganze Wald war mein Brautgemach, und die brennenden Fichten die Hochzeitsfackeln! —

Doch horch! Was ist denn das? Mitten durch die betäubenden Donnerschläge vernehmen wir den Ton eines Glöckchens! Wir lauschen und lauschen. Da trifft das Bellen eines Hundes an unser Ohr. Es kommt näher und näher; jetzt hören wir auch die Schritte eines

eilig nahenden Menschen. Was mag das sein? Unsere Spannung war aufs höchste gestiegen! —
(Fortsetzung folgt.)

Gehet zu Joseph!

Eine Vergißmeinnicht-Leserin schreibt:

„Ich hatte ein Jahr lang mit kurzen Unterbrechungen heftige Zahnschmerzen. In meiner Not wandte ich mich an den hl. Joseph und gelobte im Falle anhaltender Besserung Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Wirklich hatte ich seit drei Monaten von dem hartnäckigen Lebel fast gar nichts mehr zu leiden, ich schob aber die Veröffentlichung immer wieder auf, bis mich erneute Schmerzen an mein Versprechen mahnten. Drum will ich nicht länger zögern und sage dem hl. Joseph für die erlangte Hilfe meinen schuldigen Dank. Hoffentlich verzeiht er mir mein langes Zögern, und kehrt das gefürchtete Leiden nicht wieder.“

Bon einer zweiten Abonnentin unseres Blättchens gingen uns folgende Zeilen zu:

„Um Ostern rückte das Examen heran. Ich glaubte zwar meine Pflicht getan zu haben, dennoch aber beschlich mich vor dem entscheidungsvollen Tag eine geheime Angst. Nun hatte ich im Vergißmeinnicht gelesen, wie der hl. Joseph schon oft in ganz augenscheinlicher Weise bedrängten Studierenden geholfen. Ich wendete mich deshalb an ihn, hielt eine Novene zu Ehren des großen Heiligen und versprach im Falle der Erhörung die Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Und siehe, der hl. Joseph hat mir geholfen. Sowohl das schriftliche, wie das mündliche Examen bestand ich glänzend, viel besser als ich selbst es erwartet hatte. In einem Fache, das mir sonst die meisten Schwierigkeiten bereitete, bekam ich sogar die Note „Sehr gut“. Das alles schreibe ich der Hilfe des heiligen Joseph zu, und es sollte mich freuen, wenn durch diese bescheidenen Zeilen auch nur eine einzige Seele zu recht großem, kindlichem Vertrauen zu diesem lieben Heiligen angeregt würde.“

Joseph wird helfen, o eilet zu ihm,
Fleht mit kindlich-ergebenem Sinn:
„Heiliger Joseph, o hör' mein Gebet.
Niemand zu dir umsonst hat gefleht.
Du hilfst mir sicher, ich bave auf dich,
Heiliger Joseph, erhöre auch mich!“

Wie wär' das Leben doch so schön!

Begegnet dir auf deinem Pfade
Ein edles Herz, so rein wie Gold,
Betracht' den Hund als Huld und Gnade,
Bewahr' ihn treu und sei ihm hold! —

O wenn die Herzen Herzen fänden,
Sie würden liebend sich versteh'n,
Und wenn die Herzen sich verständen,
Wie wär' das Leben doch so schön! —

W. Edmann.

Der Wirt, ein Mitarbeiter des Seelsorgers.

Neulich hat kein geringerer, als der Hochwürdigste Herr Bischof von Würzburg auf die hohe Bedeutung aufmerksam gemacht, welche die Wirte haben. Bei Gelegenheit der Kirchenvisitation erklärte er in einer herrlichen Ansprache, daß vom Wirt so vielfach das Wohl und Wehe einer Gemeinde abhänge. Möchten nur alle Wirte dies beherzigen! Die Wirte haben einen ganz gewaltigen

Einfluß auf das religiöse, sittliche und wirtschaftliche Leben der Gemeindemitglieder und daher eine furchtbare Verantwortung. Ein guter katholischer Wirt hört daher auf die Mahnungen und Warnungen des Seelsorgers, ist nicht selbstsüchtig nur darauf aus, seinen Geldsack zu füllen, unbefüllt, ob es gerechter oder angerechter Verdienst ist. Der Gastwirt muß sein Hausrecht wahren und pünktlich die Polizeistunde einhalten. Er hüte sich wohl, einem halb Betrunkenen weitere Schoppen einzuschenken. Da ist er unerbittlich und lädt nicht den Fluch der Familien der Trunkenbolde auf sich. Seine Wirtschaft kommt dabei nicht zu Schaden. Auch für ihn ist an Gottes Segen alles gelegen. Ein gut katholischer Wirt, welcher in diesem Bunde der Mitarbeiter des Pfarrers sein will, duldet nie unsittliche Zusammenkünfte, weist die noch christenlehrpflichtige Jugend, statt sie anzulocken, an den Brunnen zum „Gänsewein“, der sehr gesund ist für das Wachstum. Er tritt erschienen auf, wenn ein frecher Mensch es wagen sollte, zu fluchen oder über den hl. katholischen Glauben oder die Priester loszuziehen. Er vergisst nie, daß er Herr im Hause ist und es bleiben will. Wenn auch solche Schreier sein Haus meiden, so hat er nur um so mehr Glück und Segen für seine Familie zu erwarten und ordentliche Gäste gehen um so lieber in seine Wirtschaft.

Ein Wirt, der seine Zeit versteht, hält die antireligiösen und verschwommnen Blätter fern von seinem Hause, wenn sie auch triefen von Freiheit und Gleichheit, von Volkswohl und Aufklärung; er sorgt vielmehr ohne Knickerei, daß wahrhaft katholische Zeitungen auf dem Wirtstisch zur Belohnung des Publikums bereitliegen. Wenn einmal ein liberaler Gast auch die Nase darüber rümpft, so freut ihn das. Er weiß, mag auch die Welt es nicht eingestehen, daß es sich heutzutage ganz besonders um die Religion, um den hl. katholischen Glauben handelt. Die Kirche ist unsere Mutter und wer sie angreift, der greift uns selbst an. So ist auch der Schenkwirt, der Gastgeber, ein Mitarbeiter seines Seelsorgers.

Eine Episode aus dem Leben Pius X.

Als Pius X. Bischof von Mantua war, pilgerte er häufig zu Fuß nach Padua zum Grabe des hl. Antonius. Natürlich ging er ganz *incognito*, sodaß niemand den Kirchenfürsten in ihm vermutete. Auf einer solchen Wallfahrt trat er des Morgens in eine Dorfkirche, um die hl. Messe zu lesen. „Haben Sie Ihren Ausweis?“ fragte der Pfarrer. „Leider nicht“, war die Antwort. „Wer sind Sie denn?“ „Ein Priester aus der Diözese Mantua.“ Endlich ließ der Pfarrer den fremden Geistlichen ohne Ausweis Messe lesen.

Nach dem hl. Opfer lud er ihn zu einer Tasse Kaffee ein. Sie gingen zusammen ins Pfarrhaus und hier begann der Landspfarrer aufs neue seinen Gast auszufragen: „Sind Sie Pfarrer?“ „Nein, das bin ich einmal gewesen, bin's aber jetzt nicht mehr.“ „So, und dennoch sind Sie noch jung, Freund, das ist nicht gut. Sie sind Priester geworden, nicht um nichts zu tun, sondern um zu wirken und zu arbeiten im Weinberge des Herrn. Ein Priester, der in der Kraft seines Lebens nichts tut, kann solches vor Gott nicht verantworten, selbst wenn er sonst brav lebt; er muß Seelen retten und wirken für die hl. Kirche.“ So ging das Gespräch eine zeitlang fort und Bischof Sarto belustigte sich an dem aufrichtigen, ungekünstelten Eifer des guten Dorfpfarrers. Als er schließlich sich erhob, um seine Reise fortzuführen, nahm ihn der Pfarrer, auf den er sichtlich einen guten Ein-